

# Die Schweifsäge

## *Ein altes Werkzeug erzählt*

Sie hängt noch heute am Nagel an der Wand in Vaters früherer Schreinerwerkstatt bei uns an „Muuße“ auf dem „Kippelberg“ in Blankenheimerdorf. Und wenn ihre Zähne ein wenig nachgefeilt und der Spannbügel neu eingestellt wären, würde sie sogar noch funktionieren: Vaters ururalte „Schweifsäge“, mit der er jahrzehntelang gearbeitet hat und die schon bei seinem Vater Johann in der Schreinerei in Wiesbaum im täglichen Gebrauch war. Ein echt nostalgisches Stück, das sogar mir noch gute Dienste geleistet hat: Vater hat nie eine elektrische Bandsäge besessen, also mussten Rundungen im Werkstück per Hand ausgeschnitten werden. Das Werkzeug hierfür war die Schweifsäge.

Die Schweifsäge war so etwas wie eine überdimensionale Laubsäge, eine „Gestellsäge“ mit einem nur zehn Millimeter breiten Sägeblatt, dessen Zähne leicht „auf Stoß“ geschnitten waren: nach „vorne“ in die Stoßrichtung beim Sägen geneigt. Das war im Grunde bei allen Schreiner-Handsägen der Fall. Den Ausdruck „Gestellsäge“ gab es in Vaters Werkstatt nicht, da kannte man nur die normale „Schreinersäge“, die gelegentlich im Alltag auch „Bügelsäge“ genannt wurde. Und weil sie einen hölzernen Spannrahmen besaß, hieß sie vielfach auch noch „Rahmsäge.“ Onkel Mattes beispielsweise zerkleinerte unser Brandholz mit der Rahmsäge.

Wie bei allen Schreinersägen, so ließ sich auch an der Schweifsäge das Blatt per Drehgriff um 360 Grad in den Lagern verstellen. Auch war das Sägeblatt an einem Ende aushängbar zum Ausschneiden der von außen nicht zugänglichen Innenrundungen, etwa beim Ring oder Reifen. Das funktionierte genau wie bei der Laubsäge: Das Blatt wurde durch ein zuvor gebohrtes Loch durch das Werkstück gezogen.

Die Handhabung der Schweifsäge erforderte eine gute Portion Geschicklichkeit und Fingerspitzengefühl, nicht zuletzt auch Muskelkraft und Ausdauer. Je nach Dicke des Werkstücks hatte der Schreiner von damals eine ganze Weile zu sägen. Die Säge wurde senkrecht geführt, wie die Laubsäge, weil man dabei genau die vorgezeichneten Linien „einhalten“ konnte. Bei Horizontalschnitten wäre das kaum durchführbar gewesen. Das Werkstück wurde waagrecht auf der Hobelbank befestigt und ragte mit der Arbeitsfläche über die Vorderkante hinaus. Zum Festklemmen auf der Arbeitsplatte diente ein gewichtiger, etwa 50 mal 30 Zentimeter großer „Bankhaken.“ In der Platte gab es ein etwa 4 Zentimeter großes Bohrloch, in das hinein der Schaft des Bankhakens geschlagen und damit das Werkstück festgeklemmt wurde. Vaters alte Hobelbank wies dieses „Hakenloch“ noch auf, der alte Bankhaken ist ebenfalls noch da. Er war ein primitives, aber massives und wirksames Fixiergerät.

Der Beruf des Dorfschreiners bedingte früher eine enorme Portion Idealismus und körperliche Fitness. In der winzigen „Werkstatt“ gab es keinerlei Maschinen, jedes Werkstück musste mühsam per Hand aus dem „Rohling“ heraus gesägt werden. Rohlinge mussten notgedrungen gekauft werden, man hätte denn die Baumstämme per Hand zerschneiden müssen. Und auch das geschah, beim Hausbau etwa. Da wurden die Stämme mit der „Trommsääh“ (Schrotsäge, Zweimann-Zugsäge) auf einem speziellen Gestell kantig geschnitten. Der Schreiner allerdings kaufte sich seine Bretter und Leisten roh geschnitten im Sägewerk.

Vaters allererste „Schreinerwerkstatt“, das war unser offener Holzschuppen in Schlemmershof, durch dessen Brettwandritzen der Winterwind pfiß und wo es kein einziges maschinelles Werkzeug gab. Beim Umzug von Wiesbaum in 1929 brachte Vater seine alte Hobelbank mit, einen kleinen Eichenschrank mit schätzungsweise 30 verschiedenen Werkzeugen, drei Hand-

sägen, einen Fuchsschwanz und eine „Rauhbank“ (Langhobel). Eine Heizungsmöglichkeit gab es im Schuppen nicht, wenn Vater beispielsweise für uns Kinder Weihnachtsgeschenke bastelte, tat er dies nicht selten in eisiger Winterkälte im Holzschuppen.

Ich erinnere mich noch genau: Im Winkel unter dem schrägen Schuppendach lagerte auf einer Balkenkonstruktion seit eh und je ein zu 25 Millimeter dicken Brettern geschnittener fünf Meter langer dicker Fichtenstamm. Woher er kam, ist mir nicht bekannt, Vater schnitt je nach Bedarf ab und zu ein Stück davon ab. Gut die Hälfte der Bretter gelangte in 1949 beim Umzug mit nach Blankenheimerdorf. Zwei Bretter lagern heute noch bei mir, sie sind an die hundert Jahre alt und kaum noch verwendbar: Der Holzwurm hat ihnen zugesetzt.

Das Mobiliar für seine junge Familie hat Vater seinerzeit selber angefertigt: Küchen- und Kleiderschrank, Vertiko, Betten, Nachtskomödien, Stühle, – manches daran war mit geschweiften Leisten und Rahmen dekorativ verziert. Wie viele Stunden und Tage mag er wohl daran gearbeitet haben? Jedes Brett, jede Leiste musste per Hand geschnitten, gehobelt und geglättet werden. Und jede großflächige „Füllung“ am Kleiderschrank wurde von Hand angefertigt: Die Bretter wurden auf 15 Millimeter Dicke gehobelt und zu „Spejele“ (Spiegel) in der erforderlichen Größe zusammengeleimt, mit „Heißleim“, der fürchterlich stank und innerhalb von Sekunden verarbeitet werden musste, der aber dauerhaft hielt.

Der erste Küchenschrank meiner Eltern, beinahe auch schon hundert Jahre alt, ist bei uns auf dem Kippelberg noch in seinem Urzustand vorhanden, - ein Zeugnis für die Qualität früherer Handarbeit. Da waren schon wiederholt „Altrüschler“ zur Stelle, die das gute Stück „für en Appel on en Ei“ zu erwerben trachteten, um es dann für schweres Geld zu verkaufen. Die „Angebote“ entsprachen aber sämtlich nicht der „Nachfrage“, über die man sich ja heute dank Internet sehr leicht informieren kann.

Kurz nochmals zur Schweifsäge zurück: Nach längerem Einsatz, besonders bei dickeren Werkstücken, erwärmte sich das Sägeblatt deutlich und bekam „Schwergang“, die Armmuskeln begannen zu „protestieren.“ Da gab es eine sehr einfache, aber wirksame Abhilfe: den „Nabel.“ Der hing in aller Regel in Griffhöhe über der Hobelbank von der Decke herab. Es war ein faustgroßer „Speckklumpen“ vom Bauch des männlichen Schweins, der ansonsten für nichts anderes zu gebrauchen war. Ein paar Striche mit diesem Nabel über das Sägeblatt beseitigten den Schwergang sofort, bei allen Schreinersägen, auch beim Fuchsschwanz. Unser Hausschlachter Theodor Baales versorgte Vaters Werkstatt stets mit frischen Nabeln.

Egal, um was es sich auch immer handeln mochte, – zur Zeit unserer Eltern und damit noch zu unserer Kinderzeit, war jede Arbeit eine Knochenschinderei. Man kannte beispielsweise bei uns noch nach dem Krieg kein Heugebläse und murkste sich beim Heuabladen die Seele aus dem Leib. Jede Arbeit war körperlich schwer und erforderte Muskeleinsatz und Zeitaufwand. Ich frage mich heute oft, wie unsere Eltern das damals geschafft haben. Unter gleichen Voraussetzungen würde heute nichts mehr „gehen“, der gesamte Betrieb käme zum Erliegen. Und trotz ihrer physischen Belastung – vielleicht gerade deswegen? – waren die Leute damals zufriedener, ausgeglichener und friedfertiger. Freilich gab es auch damals Neid, Hass und Verbrechen, sie waren aber nicht selbstverständlich, alltäglich und geradezu „banal“ wie heute. Wer heute keinen „Dreck am Stecken“ hat, gehört nicht in unsere Welt. Ist das gut so?